

Gemeinschaft im Gemeinwesen

– Potenziale der Kirchengemeinde

Impulsreferat auf dem ökumenischen Zukunftsforum

„Zwei sind besser dran als einer alleine“

22. November 2014 in der Friedenskirche in Ludwigsburg.

Zählt sich man sie alle, evangelisch, katholisch und vielleicht auch noch freikirchlich zusammen, dann gibt es in Deutschland zurzeit fast 30.000 Kirchengemeinden. Sie sind völlig unterschiedlich in der Größe, unterschiedlich in der Ausstattung und unterschiedlich in Dynamik und Vitalität. Ihre Zahl wird sich auch in den nächsten Jahren reduzieren, weil viele von ihnen zusammengelegt werden müssen. Ganz gleich aber, wie man die Unterschiede auch immer akzentuieren kann: Bei dieser großen Zahl von Kirchengemeinden handelt es sich um ein wirklich enormes Potenzial! Eigentlich können die Kirchengemeinden in Deutschland durchaus als so etwas wie ein „schlafender Riese“ der beiden großen Kirchen betrachtet werden. Schlafend deswegen, weil sie sich oft trotz ihrer breiten Präsenz und trotz der Tatsache, dass die Kirchen gewaltige Ressourcen in die sie investieren, in der Öffentlichkeit übersehen lassen. Sie bilden die Basis der beiden großen Kirchen und aus der Sicht der Bevölkerung werden die Kirche in einem ganz großen Maße vor allen Dingen über eben diese Kirchengemeinden wahrgenommen, insbesondere gilt dies für die Kirchenmitglieder der evangelischen Kirche, die ihre Kirche fast ausschließlich auf dieser Ebene erleben und ihr nahe sind.

Das Potenzial ist groß und es ist ein Potenzial nicht nur für die enger verbundenen Kirchenmitglieder selbst, sondern es ist eines für alle: für das Gemeinwesen, für das

Gemeinwohl, für die Gestaltung der Gemeinwesen- und Sozialräume, in denen es die Kirchengemeinden gibt. Es ist ein Potenzial für die Stadtteile in denen sie existieren, die Dörfer, die Vororte, Kleinstädte und wo auch immer. Dieses Potenzial kann sich, und das ist das Anliegen dieses Impulsvortrages, in der Mitarbeit an einer großen Vision niederschlagen: nämlich der Gestaltung unserer Sozialräume als „Sorgender Gemeinschaften“ bzw. als „Caring Communities“, oder auch als „inklusive Gemeinwesen“, wie dies heute bezeichnet wird. Für diese Vision möchte ich Sie hier heute als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in ihren Kirchengemeinden gewinnen und versuchen, Sie dafür zu begeistern. Es geht um den Auftrag an uns als Kirche, die Stadtteile, in denen wir leben und wohnen mitzugestalten und uns in ihnen als aktive Zentren der Hoffnung, des Glaubens und der Liebe zu bewähren. Insofern ist hier schon von vornherein der religiöse Auftrag, der Auftrag Glauben zu stiften und Glauben weiterzugeben und der soziale Auftrag, caritativ und diakonisch tätig zu sein mit inbegriffen. In dem Ziel, die Gemeinwesen mitzugestalten, können Glaube und Tat nicht auseinanderfallen.

Zu Beginn ein kleines Beispiel aus meiner eigenen Berufserfahrung, ich bin lange Pastor in Celle (Ev.-luth. Landeskirche Hannovers) gewesen. Dort gibt es mitten in einem Stadtteil einen Platz, an dem sich die Kirche, das Gemeindehaus und seit jetzt fast 30 Jahren auch ein kleines Jugendzentrum für Kinder aus sozialschwachen Familien befindet. Und nun hat ein großes Diakonisches Werk just an diesem Platz ein sehr schönes Zentrum für Menschen mit geistigen Behinderungen gebaut. Auf diese Weise ist ein kirchlich diakonischer Campus entstanden, in dem sich die im engeren Verständnis religiösen und eben auch die sozialen Anliegen im Sinne einer „Inklusiven Kirche“ und damit als Beitrag zu einem inklusiven Stadtteil auch räumlich miteinander verbinden. Das ist eine wirklich tolle Sache und bündelt die Vision, die auch ich im Blick auf die Zukunft von Kirchengemeinden und Gemeinwesen habe: Kooperation im Stadtteil über die Grenzen von Konfessionen und Parteien hinweg, Kooperation auch zwischen den Kirchengemeinden und den diakonischen Einrichtungen. Darum geht es. Es gibt viele kirchliche Orte in Deutschland, wo dies bereits realisiert wird und es könnten noch viel mehr werden. Es wird sich zeigen, so denke ich, dass solche Kooperationen auf große Zustimmung unter den Menschen stoßen und auch und gerade in Zeiten, in denen es insgesamt mit dem Interesse an Religion und der Bereitschaft zur Weitergabe des Glaubens durchaus weniger wird, eine große Attraktivität entfalten könnten.

Zu dieser Vision lassen Sie mich nun ein paar Gedanken entwickeln und das Thema etwas aufschlüsseln.

1. Was hält unsere Gesellschaft zusammen?

Diese Frage ist in den letzten Jahren in Deutschland immer wieder gestellt worden. Man kann eine ganze Menge an Tendenzen belegen, die unsere Gesellschaft eher auseinander treibt, als dass sie sie zusammenfügt. Das Auseinanderdriften von Armut und Reichtum ist ein Beitrag dazu, die Entwicklung von Armut überhaupt; die Tatsache, dass wir in Deutschland mittlerweile einen großen Bereich prekärer Arbeit haben, in dem Menschen zum Teil unter nicht guten Arbeitsbedingungen arbeiten müssen; die Probleme, die sich durch die multikulturelle Gesellschaft ergeben usw. Gerade angesichts all dieser Entwicklung ist die Frage, was die Gesellschaft zusammenhält, von umso größerer Bedeutung und es ist auch eine Frage an uns als Kirchengemeinde, was wir zum gesellschaftlichen Zusammenhalt, zum Zusammenhalt einer gerechten und guten Gesellschaft beitragen wollen und beitragen können.

Die Bertelsmannstiftung hat kürzlich ein Analyseinstrument vorgelegt und anhand der deutschen Bundesländer und anderer Länder in Europa getestet. Es geht dabei um das sogenannte „Radar gesellschaftlicher Zusammenhalt“. Hier wird auf drei Ebenen nach Aspekten des gesellschaftlichen Zusammenhangs gefragt:

- **Soziale Beziehungen:** Welche sozialen Beziehungen gibt es in den Gemeinwesen, in den Städten und in den Ländern oder Regionen, in denen wir leben? Soziale Beziehungen lassen sich wahrnehmen in *Netzwerken*, die zwischen den Menschen existieren; sie lassen sich im Blick auf das *Vertrauen* zwischen den Menschen analysieren und schließlich dann auch hinsichtlich der *Akzeptanz von Vielfalt*, insbesondere von Migrantinnen- und Migrantinnenkulturen unter uns.
- **Verbundenheit:** Eine zweite Dimension ist die der Verbundenheit zwischen den Menschen. Wo es hohe Verbundenheitsgrade gibt, hält eine Gesellschaft auch zusammen. Diese Verbundenheit lässt sich weiter aufteilen in Fragen nach der *Identifikation* der Menschen mit ihren Stadtteilen, den Städten und Dörfern in denen sie leben; sodann kann man nach dem *Vertrauen in Institutionen* fragen, das die Menschen haben und schließlich kann man ihr

Gerechtigkeitsempfinden erfassen: Als wie gerecht empfinden sie das Leben in einem bestimmten Bereich, das Leben in einem bestimmten Land?

- Schließlich die Frage der **Gemeinwohlorientierung**. Wie stark sind Menschen am Gemeinwohl interessiert? Wie stark engagieren sie sich für es? Auch dies ist ganz entscheidend für die Ausrichtung der Gesellschaft insgesamt. Auch dieser Aspekt lässt sich in drei Unterfragen untergliedern: Einmal nach der *Solidarität* der Menschen, dann nach den *Teilhabemöglichkeiten* und schließlich danach, wie weit *soziale Regeln eingehalten* werden.

Es ist unmittelbar einsichtig: in all den neun Ebenen, die hier angesprochen werden, können Kirchen und Kirchengemeinden vieles leisten und sie tun es ja bereits in ausgesprochen vielfältiger Hinsicht. Sie tun es *ausdrücklich*, in dem sie sich an Aktivitäten des Gemeinwesens beteiligen, sie tun es aber auch *implizit*, indem sie in ihrer Verkündigung, der religiösen Erziehung und Bildung und ihren alltäglichen Vorzügen immer wieder auf die Bedeutung der Dimensionen des Vertrauens, der Verbundenheit der Menschen untereinander, der Gerechtigkeit usw. hinweisen.

Es sind mit diesen Fragen eben nicht nur die äußerlichen Aktivitäten, sondern auch die religiösen Dimensionen der Kirche angesprochen, gerade sie stiften Zusammenhalt und zugleich Offenheit für andere und neue Wege. Wir wissen aus der Forschung, dass Menschen, die sich selbst als religiös verstehen auch über sich hinaus ein Interesse am Gemeinwohl und an anderen Menschen haben und sich deswegen auch gerne engagieren.

2. Religion und Gemeinwohl

Genau in diese Richtung hat der bekannte Berliner Historiker Paul Nolte ein sehr kluges Buch 2009 über die Funktionen von religiösen Überzeugungen für die Bürgergesellschaft und für die Demokratie geschrieben¹. Er beschreibt mehrere Dimensionen, in denen christlicher Glaube und religiöse Überzeugungen wunderbare und wichtige Ressourcen für ein gutes demokratisches Gemeinwesen liefern. Zu ihnen zählen z. B. :

¹ Paul Nolte: Religion und Bürgergesellschaft. Brauchen wir einen religionsfreundlichen Staat? Berlin 2009

- Der christliche Glaube bietet ein *Modell eines aktiven und sozial verantwortlichen Lebens*. In ihm steht der Einzelne im Mittelpunkt, er ist aber stets eingebunden in die Verantwortung für andere und für das Ganze.
- Der christliche Glaube verfügt über ein Modell der *Ausdehnung sozialer Verpflichtungen über eine engere Kerngruppe* hinaus. Das ICH ist stets eingebunden in ein großes WIR und das WIR vergrößert sich beständig.
- Gerade die lokalen religiösen Assoziationen wie die *Kirchengemeinden*, sind wichtige Gruppen zur Herausbildung von Engagement; sie bilden sozusagen Plattformen, auf denen sich Menschen für ein Engagement für das Gemeinwesen vorbereiten können.
- Wichtig sind konkrete räumliche Bindungen, in denen Menschen sich engagieren und diese *Bindungen* sind vom christlichen Glauben her *in ganz große weltweite Zusammenhänge eingebunden*. Der jeweilige sozialräumliche Bezug weiß sich als Teil einer großen Familie der Kinder Gottes, die sich über die ganze Welt erstreckt.
- Zentral ist im christlichen Glauben, dass hier immer wieder *sozialmoralische Logiken gegen die Tendenzen der Ökonomie übergriffig zu werden* und sich alles zu unterwerfen deutlich heraustreten. Sozialer Protest gegen entsprechende Tendenzen wird durch die Religion legitimiert. Die biblischen Geschichten, wie der barmherzige Samariter oder der verlorene Sohn, reißen immer wieder Dimensionen des Menschlichen auf, die im normalen ökonomischen Alltag unterzugehen drohen.

In dieser Hinsicht ist religiöse Bindung durchaus in der Lage, Indifferenz und Apathie von Menschen zu überwinden und in ihnen ein Interesse am Großen und Ganzen zu wecken. Das funktioniert natürlich auch nicht immer, aber wer es gelernt, den eigenen Glauben auch nur ein wenig ernst zu nehmen, der kann sich nicht nur ruhig in seinem Sessel zurücklehnen.

Sehr prägnant kommt diese Dimension des christlichen Glaubens in einem Zitat des berühmten Soziologen Franz-Xaver Kaufmann zum Ausdruck: „Ohne Individuen, die ihrem Opportunismus und Egoismus etwas entgegenzusetzen haben und allgemeine Überzeugungen durchhalten wollen, werden langfristige Interessen der Allgemeinheit nicht zur Geltung kommen können.“² Das gilt eben gerade für religiöse

² Frank Xaver Kaufmann: Soziologie und Sozialethik, Freiburg 2013, S. 22

Überzeugungen. Insofern kann man sagen, dass ein gutes Gemeinwesen Menschen braucht, die zumindest auch religiös überzeugt sind und sich entsprechend einsetzen können. Und für das Einüben all dieser Fähigkeiten, Mentalitäten und Lebensorientierungen, sind die Kirchengemeinden vor Ort überhaupt nicht zu ersetzen.

3. Caring-Communities; Inklusive Stadtteile

Mit der Idee, unsere Gemeinwesen in Richtung inklusiver Stadtteile und sorgender Gemeinschaften zu gestalten, wird die moderne Vision eines bürgernahen Sozialstaates unter Beteiligung vieler umgesetzt. Dahinter steckt die Vorstellung, die Räume, in denen Menschen leben, zu Orten zu gestalten, in sie nicht nur ihre Freizeit verbringen, sondern tatsächlich ihr Leben gestalten und gerade auch dann eine volle Lebensgestaltung realisieren können, wenn sie selbst Beschränkungen ausgesetzt sein sollten. Am deutlichsten wird diese Vision deswegen beim Thema der Inklusion von Menschen mit Behinderungen.

In dieser Hinsicht gibt es vielfältige neue Projekte. Die Heime, in denen Menschen mit Behinderungen in den letzten Jahrzehnten vorwiegend untergebracht worden sind, werden mit großem finanziellem Aufwand, insbesondere der „Aktion Mensch“, überall in Deutschland zunehmend aufgelöst. Man siedelt die betreffenden Menschen nunmehr in kleineren Wohneinheiten in Stadtteilen und Dörfern mitten unter den dort lebenden Menschen an. Das Ziel dieser Projekte ist es deutlich zu machen, dass Beeinträchtigungen zur Normalität von uns Menschen gehören und deswegen nicht mehr in Extrawelten der Heime ausgegrenzt werden müssen. Ja man kann geradezu sagen, dass erst durch solche (und andere) Ausgrenzungen ansonsten normale Beeinträchtigungen zu Behinderungen gemacht werden.

Damit sind an alle Beteiligten, sowohl an die betreffenden Menschen mit Behinderten als auch an die anderen Menschen in den Stadtteilen erhebliche Anforderungen des Umlernens gesetzt. Es gilt nun neu zu lernen, was „normal“ ist und was Vielfalt in unseren Stadtteilen bedeutet. Die Wahrnehmungen der Menschen müssen sich erweitern; wir müssen lernen mit möglicherweise irritierenden anderen Menschen gut auszukommen und sie als unseresgleichen anzuerkennen; wir müssen vielleicht sogar, wie manche behaupten, „dementisch“ lernen, d. h. uns selbst die Kommunikation mit Menschen, die an Demenz leiden, beibringen. Es geht darum,

Ausgrenzungen zu überwinden und die jeweils anderen Menschen als Teil der eigenen Welt, als Teil des großen WIR anzuerkennen.

Und was gibt es für dieses Lernen eigentlich Besseres, was gibt dafür als eine bessere Motivationsquelle, als den christlichen Glauben? Frank Schulz-Nieswandt³, der Kölner Soziologe, hat genau in dieser Hinsicht der Schaffung von inklusiven Stadtteilen, davon gesprochen, dass man für die Akzeptanz der anderen so etwas wie einen „*transzendentalen Vertrauensvorschuss*“ oder auch so etwas wie „*humanes Startkapital*“ bedarf. Damit der Aufbau neuer Normalität und die Überwindung von Andersheit, die Anerkennung von Vielfalt möglich ist, braucht es sozusagen eines Vertrauensvorschusses der Menschen, der über das hinausgeht, was Menschen selbst oft leisten können. Es braucht eine Befähigung, es braucht einen Kräftezuwachs, der den Menschen hoffnungsvoll zuwachsen kann. Es braucht so etwas wie die Kraft Gottes, absolutes Vertrauen und absolute Forderung, wie wir sie im christlichen Glauben kennen. Wer sich dieser Kraft einmal gelernt hat auszusetzen, der vermag vielleicht auch die Anerkennungsleistungen, die in inklusiven Stadtteilen nötig werden, zu erbringen.

4. Öffnung für einen ganz weiten Horizont

In dieser Hinsicht kann christlicher Glaube Menschen für einen ganz weiten Horizont öffnen und ihnen die Wege in eine immer weiter entgrenzte Gemeinschaft eröffnen, eine Gemeinschaft ohne Grenzen. Sonst gibt es unter uns Menschen Gemeinschaft immer nur um den Preis der Ausgrenzung anderer. Wir gehören zu dieser Gemeinschaft nur deswegen dazu, weil es auch ein ihr, weil es auch andere gibt, von denen wir uns abgrenzen. „Wir und die Anderen“ - das ist doch meistens das Thema, das wir unter uns gerne behandeln; wo wir uns dann selbst dann gerne als die Tollen von den Anderen absetzen. Auch in der Geschichte der Kirche ist das oft so gewesen.

Aber die biblische Vision ist, wie wir alle wissen, eine ganz andere: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ So sagt es Paulus im Galaterbrief (Gal 3,28). Paulus Vision ist die einer Gemeinschaft, die prinzipiell ohne Grenzen

³ Frank Schulz-Nieswandt: Der inklusive Sozialraum. Psychodynamik und kulturelle Grammatik eines sozialen Lernprozesses. Baden-Baden 2013

existiert, einer inklusiven Gemeinschaft, in der es keine Grenzen mehr zwischen angeblich „Normalen“ und vermeintlich „Absonderlichen“ geben soll. Natürlich kann man immer sagen es gibt doch eine Grenze und das ist der christliche Glaube selbst. Aber ihn kann man nur als dynamisch verstehen, denn diese große christliche Gemeinschaft muss bis zur Wiederkunft des Herrn offen für prinzipiell alle Menschen sein. Niemand kann ihre Grenzen willkürlich festlegen, sie muss sich immer wieder öffnen zu anderen hin, sie darf nie selbstgenügsam werden, sonst verfehlt sie ihren Auftrag. Um mit Papst Franziskus zu sprechen: „Besser eine verbeulte Kirche, als eine ohne diese Liebe und Öffnung zu allen.“ Von daher ist die Kirche übrigens auch immer eine Gemeinschaft, in der man sich verletzen lässt, die verletzbar ist. Wer liebt, der ist eben verletzbar.

5. Attraktive Gemeinden

Wir haben in Niedersachsen eine große Studie über attraktive Gemeinden gemacht⁴, d. h. über Kirchengemeinden, die in irgendeiner Form wachsen und in denen es Stimmungslagen gibt, die positiv sind, aufbauend und erfolgsorientiert. Wir haben genauer gefragt, woran es liegt, dass diese Gemeinden attraktiv sind und sich offensichtlich nicht von dem bisweilen depressiven Gesamttrend anstecken lassen. Das Ergebnis ist: Es sind oft Einzelne oder kleine Gruppen in diesen Gemeinden, die die Dinge in die Hand nehmen, die etwas wollen und die deswegen für Dynamik in den Kirchengemeinden sorgen. Wir haben weiter versucht, diese Menschen besonders zu charakterisieren. Ergebnis: Es sind oft solche, die nicht nur aus Lust und Laune etwas tun, sondern die meinen, dass sie sich selbst für Gerechtigkeit oder für Glaubensverkündigung oder auch für Kultur engagieren *müssen*. Es sind in ökumenischer Sprache „Burning Persons“, Menschen, die für etwas brennen.

Wir haben sie dann mit einem schönen Begriff benannt „*Ekklesiopreneure*“, soziale Kirchenunternehmer sozusagen, die etwas unternehmen wollen und sich dafür auch beauftragt fühlen. Das sind nicht immer die bequemsten Leute, manchmal auch nicht bequem für die Kirchenleitungen, weil sie nicht nur mal etwas machen wollen, sondern sich eben auch dazu verpflichtet fühlen, etwas zu machen. Sie ziehen andere mit, sie entwickeln ein Charisma und schaffen auf diese Weise etwas Neues, auch wenn dies oft mit einer gewissen Konfliktorientierung verbunden ist. Solche

⁴ Philip Elhaus und Matthias Wöhrmann (Hg.): Wie Kirchengemeinden Ausstrahlung gewinnen. Zwölf Erfolgsmodelle. Göttingen 2012

Menschen brauchen wir in unserer Kirche, damit sich unsere Kirche erneuert und deutlich wird, dass es sich lohnt, als Christ zu leben.

6. Das Bedürfnis nach Autonomie

Schließlich: Wozu braucht es uns als Kirche heute eigentlich insgesamt? Inklusion, Armut, Migration und Flüchtlinge, das sind eigentlich schon Herausforderungen genug. Aber es geht durchaus mit unserer Vision auch noch weiter. Wir leben heute in einer Gesellschaft, die vor kurzer Zeit in einer Schweizer Studie⁵ als „Ich-Gesellschaft“ charakterisiert worden ist: eine ganze andere Welt als noch vor 50 Jahren. Man kann diese Erfahrung auch mit dem großen Begriff der Autonomie oder der Freiheit beschreiben. Noch nie haben Menschen so viele Freiheiten erlebt und sich selbst als dermaßen autonom begreifen können, wie dies heute der Fall ist. Die Bewegungsspielräume sind groß, Menschen legen Wert auf Selbstwirksamkeit und Selbstverwirklichung, sie wollen sich nicht bevormunden lassen, sie wollen sich durchaus engagieren, sie wollen aber Freude und Erfüllung dabei erleben. Was sich vor allem geändert hat, ist, dass man nicht mehr selbstverständlich irgendwo dazugehört. Im Zentrum des eigenen Interesses steht die Bewahrung der eigenen Autonomie und die Entfaltung dessen, was man selbst aus sich selbst heraus will, mit all seinen Wünschen und Nöten.

Diese gesellschaftliche Entwicklung ist auf der einen Seite ausgesprochen positiv zu sehen, denn sie hat mit Befreiung von Zwängen, von Demütigung und von dem Einreden von Schuld zu tun, woran auch die Kirche nicht immer ganz schuldlos gewesen ist. Das Problematische an dieser Entwicklung ist aber andererseits, dass sie nicht unbedingt zu größerer Gemeinsamkeit und größeren Gemeinschaften führt, sondern auch mit Vereinzelung einhergehen kann und auch eine ganze Reihe von Menschen schafft, die für sich allein leben. Noch nie haben so viel Menschen in Deutschland allein gelebt, gerade in den Großstädten kommen sie zum Teil auf Quoten von Alleinlebenden, die über 50 Prozent liegen. Dies Alleinleben hat auch damit zu tun, dass wegen der Autonomiebedürfnisse noch nie so hohe Ansprüche an die Partner, an Arbeit und Freizeitgestaltung, auch an die Kinder gestellt werden, wie heute. Tendenziell überfordert diese Situation uns alle.

⁵ Jörg Stolz, Judith Könemann, Mallory Schneuwly Purdie, Thomas Englberger, Michael Krüggeler: Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft. Vier Gestalten des (Un-)Glaubens. Zürich 2014

Entscheidend für uns ist, dass Religion und Kirche in dieser Situation auch auf ihren Nutzen für die eigene Wirksamkeit und für das eigene Ich getestet werden. Die religiösen und kirchlichen Angebote stehen damit ganz anders als früher in Konkurrenz zu vielen anderen Formen der Selbsterfahrung und können oft nicht mithalten. Die Folge ist dann, dass sich Gleichgültigkeit und Indifferenz gegenüber Kirche und Religion herausbildet. Dies heißt nicht, dass die Menschen Kirche und Religion feindlich gegenüberstehen würden, sondern ihr eben einfach gleichgültig begegnen, sodass man als Kirche weder positiv noch negativ an diesen Haltungen anknüpfen kann.

Aber gerade in dieser Zeit wird nun christlicher Glaube auch wieder bedeutsam, weil er eine Vision vom Zusammenleben hat, in der das Ich, die Autonomie der Menschen gerade nicht untergeht und klein geredet wird, sondern sich im Verhältnis zu anderen versteht. In unserem Glaubensverständnis ist jeder Mensch ein von Gott Berufener, der Kern der eigenen Selbstwirksamkeit ist uns von Gott in unsere Persönlichkeit gelegt und wir haben auch religiös den Auftrag unsere eigene Berufung selbst zu verwirklichen, wir selbst zu sein, in Gemeinsamkeit und Kooperation mit den anderen. Ich bin mit mir selbst von Gott beschenkt. Immer wieder schön wird dies im Bild vom Leib und den vielen Gliedern des Apostels Paulus (1. Kor 12) deutlich und leuchtet immer noch. Die vielen Glieder sind selbstwirksam, sie haben ihre eigenen Aufgaben und entfalten diese aber dann eben doch in Gemeinsamkeit mit allen anderen. Viele Menschen sehnen sich nach solch einer Art von Beheimatung, in der sie sich selbst einbringen, aber zugleich mit anderen Menschen zusammen sein können.

Fazit

Die so beschriebene Haltung scheint mir die entscheidende Alternative zum Gesetz der Welt, zum Gesetz der Verschuldung, zur Verzweiflung in ihr, zur wachsenden Ungleichheit zu sein.

In diesem Glauben liegt eine große Freiheit. in diesem Sinne ganz man selbst und doch nicht man selbst sein zu können. Die Haltung ist die eines Wartens auf diesen Geist der Freiheit. Die Einheit von Freiheit und Gemeinsamkeit. Frei zu sein, aber nicht allein zu sein. Das ist die Vision, die der christliche Glaube beinhaltet und die für die Menschen heute eigentlich hoch attraktiv ist. Man muss aber auch sehen: In

unseren Zeiten gibt es immer weniger selbstverständliche Zugehörigkeiten. Die Welt bildet sich ein, dass sie Gott schon lange nicht mehr braucht; sie glaubt es jedenfalls - und sie glaubt, sich ihren Gott immer wieder neu schaffen zu müssen. Genau diese Situation ist aber auch die große Chance Gottes, nämlich uns zu zeigen, wie sehr er die Menschen braucht und wir als Kirche ihm in dieser Hinsicht nachfolgen.

Und schließlich noch eine Anmerkung zum Ökumenischen. Der große protestantische Theologe Paul Tillich hat vor einer ganzen Reihe von Jahren einen wunderbaren Aufsatz über das Verhältnis der großen Konfessionen geschrieben. Dabei hat er herausgearbeitet, dass die Protestanten vor allen Dingen durch ihr *selbstreflexives Prinzip* gekennzeichnet seien. Seit der Reformation eigne den Protestanten ein intellektueller Zersetzungstrieb, der alle dogmatischen Verfestigungen immer wieder aufsprengt und zum Teil in große Höhen der Philosophie und des Nachdenkens aufstrebt, und in dieser Hinsicht aber auch gerade das gemeinschaftliche und inhaltliche des christlichen Glaubens immer wieder hinterfragt. Demgegenüber eignet den Katholiken, die, wie Paul Tillich es nennt, *katholische Substanz*, dass, was den Glauben grundiert, was ihn festhält in dieser Welt, wovon auch jede Art von Reflexion und Prinzip in keiner Weise absehen kann. Es braucht immer beides für den christlichen Glauben. Das Protestantische und das Katholische sind aufeinander angewiesen, eines geht nicht ohne das Andere und heute kann man ja ohnehin bezweifeln, ob diese Aufteilung in Prinzip und Substanz überhaupt noch stimmt. Die Protestanten brauchen die Katholiken auf jeden Fall und umgekehrt ist es auch so, auch wenn man manchmal angesichts einiger Äußerungen denken kann, dass dem nicht so wäre.

Zum Schluss: Die *Sozialräume*, Stadtteile, Dörfer, in denen wir mit unseren Gemeinden leben, sind *Krautfelder*, in ihnen wirken alle möglichen Kräfte auf uns ein und prägen unser Verhalten. Die Stadtplanung, die Architektur, die Ökonomie, die Lebenden und die Toten. Oft greifen in den Stadtteilen auch Trennungen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen oder Ethnien, in ihnen leben Menschen und leiden auch in und an ihnen. In diesen Krautfeldern der Sozialräume gibt es aber auch andere Orte, die kirchlichen Orte, sie sind Orte der Hoffnung, dass *Gottes Kraft in diesen Krautfeldern der Welt präsent ist*, als Kraft zum Leben, Orte, an denen man teilhaben kann, Orte, an den Glaube, Liebe und Hoffnung immer wieder gefeiert wird,

auch wenn den Menschen manchmal gar nicht danach ist. Und diese Feiern finden dort stellvertretend für alle Menschen statt.

Ich glaube, dass Kirchengemeinden, die sich an der Vision der Caring Community beteiligen und sich aufmachen, für alle Menschen in ihrem Wirkungskreis da zu sein, einer ganz großen Verheißung anteilig werden: Solche Gemeinden werden auch in Zukunft keine wirklichen Ressourcenprobleme haben, da die Menschen wissen, was sie an ihnen haben.

Gerhard Wegner

Gerhard.Wegner@si-ekd.de